

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 158 Bydgoszcz, 14. Juli Bromberg 1939

Sensationsprozeß Casilla.

Roman von Hans Possendorf.

(25. Fortsetzung.)

19.

Es ist am Freitag, am 24. September, wenige Minuten nach zehn Uhr, also gleich nach Wiedereröffnung der Verhandlung, als sich Leon Vandegrift unter allgemeiner Spannung erhebt, um seine große Verteidigungsrede zu halten. Er ist in bester Form. Seine Miene und seine Bewegungen strömen frohe Zuversicht und siegessicheren Optimismus aus. Um so verblüffender wirkt der scheinbare Pessimismus seiner ersten einleitenden Worte:

„Hoher Gerichtshof! Meine Damen und Herren von der Jury! — Die Aufgabe, die ich als Verteidiger heute zu lösen habe, unterscheidet sich ganz wesentlich von allen anderen, die mir bisher gestellt worden sind. Vom rein juristischen Standpunkt aus ist sie eine der leichtesten und klarsten, vom rein menschlichen Standpunkt aus eine der schwersten und verzwicktesten meiner langjährigen Laufbahn. Der Angeklagte hat eine himmelschreiende Schuld auf sich geladen, einen geradezu ungeheuerlichen Fehltritt begangen! Er hat zwar nicht, wie die Anklage behauptet, versucht, sich durch List in den Besitz der Einkünfte aus der Arbeit eines Kindes zu setzen — er hat auch nicht versucht, von den Eltern des Kindes unter Androhung der Entführung Geld zu erpressen — er ist auch nicht ... wenigstens nicht im Sinne des Gesetzes, ein Kidnapper — er hat auch nicht versucht, ein Lösegeld zu erpressen — und er hat auch keinen Mord begangen. Aber er hat ... Onkel Sam auf die Hühneraugen getreten! — Er hat unser aller Eigenliebe und Eitelkeit verletzt, — und — als guter Amerikaner muß ich es bekennen — auch die meine! Er hat ... wenn auch nicht in dem Maße, wie es die gegen ihn tobende Presse darstellt, so doch andeutungsweise unsere Filmproduktion beschuldigt, dem Martyrium eines Filmkindes passive Beihilfe geleistet zu haben. Er hat unseren Behörden den Vorwurf gemacht, gegen dieses Martyrium nicht eingeschritten zu sein. Er hat an der Begeisterung unseres Volkes für unsere Lieblinge, unsere herrlichen Filmstars, eine gewisse Kritik zu üben gewagt. Er hat behauptet, daß zwar nicht alle, aber doch einige von ihnen im Grunde nichts wären als ... die Zunge sträubt sich fast, es auszusprechen ... talentlose Hohlköpfe und dumme Gänse! — Genug! Ich gestehe hier offen, daß ich diese Entgleisung Peter Rolands aus tiefster Seele mißbillige und bedauere. Ich will ihn auch mit keinem Wort in dieser Hinsicht verteidigen. Nur mildernde Umstände möchte ich für ihn ins Treffen führen: Der Angeklagte hat durch das, was er mit Binnie Casilla erlebte, einen krankhaften Haß, eine Idiosynkrasie gegen alles gefaßt, was mit dem amerikanischen Film zusammenhängt. Die Hemmungen, die Vernunft und Selbstbeherrschung ihm hätten auferlegen müssen, waren aber durch die lange Haft und diesen nervenaufreibenden Prozeß bereits stark herabgemindert, und der Ausbruch des Fieberanfalls, an dem er dann eine Nacht und einen Tag lang jetzt daniedergelegen, hatte ein übriges getan, um die letzte Hemmung zu beseitigen. Und in Anbetracht dieser Umstände versuche ich nicht, den Angeklagten zu verteidigen, sondern ich bitte den Hohen Gerichtshof und Sie, meine Damen und Herren von der Jury, ganz einfach: Verzeihen Sie ihm diese Entgleisung! Lassen Sie ihn diese Äußerungen nicht entgelten! — Denn ...“ — und plötzlich ändert Vandegrift seinen verbindlichen Ton und brüllt mit meisterhaft gespielter Ekstase in den Saal: „... denn diese Äußerungen des Angeklagten haben mit den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen nicht das geringste zu tun! Und es wäre eine Schande und ein Hohn gegen jedes Gerechtigkeitsgefühl, wenn man diesen ganz unwesentlichen Zwischenfall bei der Beurteilung des hier in Frage stehenden Falles auch nur im mindesten in Betracht ziehen würde, anstatt ihn restlos und völlig zu vergessen — wie auch diese plötzlich ausgebrochene Pressehetze gegen den Angeklagten eine schändliche, eine hundsgemeine, eine unseres Landes unwürdige Aktion ist!!“

— Drohendes Gemurmel kommt von den Pressebänken her. Vandergrift weiß genau, daß er jetzt die ganze Wut der Journalisten auf sich gelenkt hat. Aber darauf kommt es jetzt nicht mehr an. Er kann später mit ihnen wieder Frieden schließen. Jetzt hängt alles einzig und allein von den Geschworenen ab, die man erst einschüchtern muß, um ihnen dann zu schmeicheln:

„Aber diese Hetze macht mir keine Sorge. Denn auf der Geschworenenbank sitzen Amerikaner von echtem Schrot und Korn! — Männer und Frauen, die genug gesunden Menschenverstand besitzen, genug Urteilskraft und genug Gerechtigkeitsgefühl, um nach eigenem Ermessen entscheiden zu können, und die es — Gott sei Dank! — ablehnen, sich von einer im Solde gewisser kapitalistischer Interessen stehenden Presse gängeln zu lassen!“

Nach dieser reichlich theatralischen, aber wirkungsvollen Einleitung geht Vandegrift zu einem ruhigeren Ton über:

Er gibt ein Bild von Peters Herkunft, von seiner ehrbaren und angesehenen Familie, von seiner Erziehung und seinem tadellosen Vorleben, von seiner beruflichen Pflichttreue, von seinem aufrichtigen und noblen Charakter.

Dann beginnt er von Fernando und Anna Casilla und von Binnie zu sprechen. Er zeigt noch einmal die ganze Verlogenheit der von Sylvia gegebenen Schilderung und stellt die Dinge richtig.

Und nun kommt der Anwalt zu dem Moment, in dem Peter Roland in Binnies Leben tritt:

„Seit Tagen schon steht Peter an der Kamera und hat seine Freude an dem reizenden Kind, das er zu photographieren hat. Er hat auch gehört, wie Anna mit Binnie

deutsch spricht. Durch die tägliche Arbeit kennt man sich längst vom Sehen. Was ist also natürlicher, als daß sich Peter eines Tages Anna Casilla als Landsmann vorstellt und mit Binnie Bekanntschaft macht. Binnie faßt schnell eine große Zuneigung zu Peter. Da er an der Kamera steht, macht ihr das Filmen doppelte Freude — denn von Quälerei und Überanstrengung und von einem freudlosen Leben für das Kind kann damals noch keine Rede sein. Die Pausen zwischen den einzelnen Filmen sind reichlich bemessen, und in Peter hat die kleine Binnie einen geliebten Freund und Spielkameraden gefunden, den sie auch außerhalb der Arbeitszeit sieht. Er tollt mit ihr und anderen Kindern im Garten umher, wie er es auch in Deutschland mit seiner kleinen Schwester Maria und ihren Spielgenossen so gern getan. Er nimmt Binnie mit auf kleinen Autotouren. Er erzählt ihr von Deutschland, der Heimat ihrer Mutter. Er verbessert ihr immerhin etwas mangelhaftes Deutsch . . ."

Vandegrift schildert dann Annas tragischen Tod, die schweren Depressionen des Kindes nach dem Verlust der geliebten Mutter und das verhängnisvolle Wiederauftauchen von Sylvia Fenn:

„. . . und dieser Frau liefert der nicht bösartige, aber ganz energielose Fernando sein Kind aus! Das erste, was Sylvia tut, ist: sie entläßt das Kindermädchen Inez Ramirez, das mit fanatischer Liebe an Binnie hängt, — und sie verbietet Binnies Freundschaft mit Peter Roland. Und nun beginnt die Ausbeutung des unglücklichen Kindes, das Martyrium, an dem aber einzig und allein Sylvia die Schuld trägt, denn sie versteht es meisterhaft, der Direktion und den Angestellten der P.P.P. die seelischen und körperlichen Leiden des Kindes zu verbergen . . ."

— — — — — — — — — — — —

Schon weit über eine Stunde hat Leon Vandegrift geredet, als er endlich auf die Begebenheiten zu sprechen kommt, die diesem Prozeß zugrundeliegen. Wie in einem spannenden Roman, aber der Wahrheit genau entsprechend, schildert er die der Entführung vorangehenden Ereignisse und schließlich die Entführung selbst:

„Alles ist für Binnies Rettung vorbereitet: In einem Wald, eine gute Stunde von Stockford entfernt, hat Peter im Dickicht eine Höhle entdeckt, sie erweitert und notdürftig als Nachtquartier hergerichtet, Proviant hingeschafft und den Eingang sorgfältig unter Zweigen verborgen. Er hat auch einen Knabenanzug für Binnie besorgt und ein Mittel, um ihr blondes Haar schwarz zu färben.

Vandegrift macht eine kurze Pause und fährt dann in seinem Bericht fort:

„Nach Eintritt der Dunkelheit schleicht Peter wieder in den Garten der Villa, diesmal durch einen falschen Bart und eine Halbmaske völlig unkenntlich gemacht. Er beobachtet abermals den Arzt, zusammen mit Fernando und Sylvia, an Binnies Bett. Er schleicht sich zurück in den vorderen Teil des Gartens, beobachtet später wie Fernando den Arzt zur Gartentür begleitet, und hört Bruchstücke eines Gespräches, die seinen Verdacht nochmals bekräftigen. Als Fernando allein zum Hause zurückgehen will, springt Peter aus dem Gebüsch, streckt ihn mit einem wohlgezielten Kinnhaken nieder und dringt dann in das Haus und in Binnies Schlafzimmer ein.

Ehe Sylvia noch die Lage begriffen, hat er Binnie schon aus dem Bett gehoben. Sylvia versucht, ihm das Kind zu entreißen, und gibt schließlich mit ihrem Damenrevolver zwei Schüsse auf ihn ab. Eine Kugel schlägt klatschend gegen die Wand, die andere scheint zum Fenster hinaus ins Freie gegangen zu sein. Mit Binnie auf dem Arm springt Peter durch das offene Fenster in den Garten. Als er den Vorgarten durcheilt, rafft sich Fernando gerade aus seiner Betäubung empor. Aber ein zweiter Schlag Peters streckt ihn abermals nieder. Ein paar Sekunden später fährt Peter mit Binnie in seinem Auto, das er einige Meter vom Hause entfernt und unbeleuchtet geparkt hat, auf und davon. Als Binnie, erst jetzt ganz aus ihrer Schlaftrunkenheit zu sich kommend begreift, wer sie entführt hat, jubelt sie vor Freude laut auf.

Eine halbe Stunde von dem wohlvorbereiteten Versteck entfernt, läßt Peter das Auto an der Landstraße stehen, um zu Fuß bis zur Höhle zu gehen. Da der Weg durch Gestrüpp führt und die Nacht dunkel ist, nimmt er Binnie auf den Arm. Da fühlt er, daß ihr Schlafanzug am Rücken ganz durchnäßt ist. In der Dunkelheit kann er die Ursache nicht feststellen. Auch Binnie weiß keine Erklärung, gibt aber zu, im Rücken einen Schmerz zu spüren. Erst in der Höhle stellt Peter fest, daß eine von den zwei Kugeln aus Sylvias Revolver Binnie getroffen hat. Der Blutverlust ist groß. Binnie ist sehr schwach, behauptet aber, sich nicht schlecht zu fühlen. Peter schließt daraus, daß Binnie wohl nur einen Streifschuß erhalten hat. Er verbindet die Wunde, so gut es geht. Wenn Binnies Befinden sich bis zum nächsten Morgen verschlimmern sollte, wird er das Kind in ärztliche Behandlung geben und sich dann der Polizei stellen.

Am anderen Morgen fühlt sich Binnie noch recht matt, hat aber keine Schmerzen und ist fast fieberfrei. Noch zwei Nächte verbringt Peter mit ihr in der Höhle. Dann hat sich Binnie völlig erholt. — In den Tagen und Nächten ist keiner der Verfolger, die nach Hunderten zählen, auch nur in die Nähe der Höhle gekommen. In der vierten Nacht verläßt Peter mit Binnie die Höhle. Wie er schon in der Nacht vorher festgestellt hat, steht sein altes Auto noch an derselben Stelle, am Rande der Landstraße. Niemand hat diese in Amerika nicht seltene Erscheinung — ein altes verlassenes Fahrzeug — beachtet.

Obwohl das ganze Land auf der Suche nach dem Kidnapper und seiner Beute ist, gelingt es Peter und Binnie wie durch ein Wunder, der Aufmerksamkeit der Polizei zu entgehen. Freilich sind die beiden in ihren Verkleidungen nicht so leicht zu erkennen.

Unterdessen hat Peter auch in den Zeitungen gelesen, daß sich aller Verdacht auf ihn konzentriert hat. Sein Bild ist überall abgedruckt — ebenso jener Brief, den er zu schreiben begonnen hatte. Zu seiner unangenehmen Überraschung sieht Peter nun, daß dieser Brief von anderer Hand fortgesetzt, zum Erpresserbrief gewandelt und an Fernando Casilla abgesandt worden ist. Kurz darauf liest Peter auch die Nachricht von der Auffindung von Binnies blutbesudeltem Pyjama, das er, stundenweit von der Höhle entfernt und etwas abseits von einem einsamen Landweg, irgendwohin ins Gras geworfen hatte. Daß man aus der unmenschlichen Drohung, die jener Unbekannte seinem Brief hinzugefügt hat, und aus der Auffindung des blutigen Schlafanzuges auf Binnies Ermordung schließt, erweist sich für die Flucht nur als günstig. Was Peter aber Sorge macht, ist der Gedanke an seine Eltern. Natürlich rechnet er nicht eine Sekunde mit der Möglichkeit, daß sie ihn daheim für schuldig halten könnten. Aber er läßt noch Monate vergehen, bis er es wagt, den Seinen eine Nachricht zu geben. Von Guatemala aus schreibt er ihnen einen Brief, der sich nur auf Andeutungen beschränkt und nicht mit seinem Namen unterzeichnet ist. Doch dieser Beruhigungsbrief ist aus unerfindlichen Ursachen niemals in die Hände seiner Eltern gelangt.

Acht Monate nach der Entführung und nach einer an Abenteuern und Entbehrungen reichen Irrfahrt finden Peter und Binnie endlich in Paraguay eine neue Heimat. Sie halten sich erst in Assuncion, dann in Concepcion auf, so lange, bis es Peter gelungen ist, für sich und Binnie Pässe auf andere Namen zu beschaffen. Er heißt nun José Fajardo, und Binnie heißt Carlos de Ryder. Peter macht bald ein paar gute Handelsgeschäfte, deren Ertrag es ihm ermöglicht, weit im Innern einen Rancho anzulegen. Nun erst fühlt er sich mit Binnie absolut sicher.

Binnie ist restlos glücklich in dieser neuen Umgebung. In der unbeschränkten Freiheit wächst das zarte, sanfte Kind zu einem gesunden und starken und gar nicht sanften „Naturburschen" heran. Sie hilft bei dem weiteren Ausbau des Rancho, kümmert sich um die Aufzucht des Viehs, reitet und jagt in der Wildnis umher. Nur selten begleitet sie Peter in die zehn Tagereisen entfernte Stadt. Unter den Indianern des Rancho, die nicht ahnen, daß Señor Carlos ein Mädchen ist, führt sie bald ein strenges Regiment. Sie haben vor dem jungen Assistenten noch mehr Angst und Respekt als vor dem Besitzer Señor José selbst.

Als Binnie fünfzehn Jahre alt ist, entschließt sich Peter zur Ausführung eines lang gehegten Planes: Mit Hilfe der Indianer wird ein Flugzeug-Landungsplatz hinter dem Rancho hergerichtet und ein Schuppen gebaut. Dann reist Peter — oder vielmehr Señor Fajardo — allein nach Buenos Aires ab. Nach sechs Wochen kehrt er, den Pilotenschein in der Tasche, in einem kleinen Flugzeug auf dem Luftwege zum Rancho Paraiso zurück. — Die Verbindung mit der Außenwelt, mit Concepcion, ist jetzt nur noch eine Frage von wenigen Stunden. —

Nur ein trübes Gefühl stört manchmal Peters sonst restlos glückliches Dasein: die Sehnsucht nach den Seinen, die Ungewißheit über ihr Befinden, das Heimweh, das ihn manchmal unwiderstehlich überkommt. In Buenos Aires hat er einen langen Brief an seine Eltern geschrieben. Aber er hat dann doch nicht gewagt, ihn abzusenden, in der Sorge, daß Binnies Aufenthalt dadurch entdeckt werden könnte. Schon lange spielt er mit der Idee einer heimlichen Reise nach Deutschland. Immer wieder verschiebt er sie. Doch kurz nach Binnies siebzehntem Geburtstag entschließt er sich dazu . . ."

Den Schluß von Vandegrifts Bericht, dem das Auditorium in lautloser Spannung gefolgt ist, bildet die Darstellung jenes dramatischen Besuches Peters bei seinen Eltern — seiner Verhaftung in Dakar — des abenteuerlichen Fluges Dakar-Villa Cisneros — der Reise Jessies nach Paraguay — und schließlich des tragischen Verschwindens Binnies durch das Eingreifen jenes unbekannten, offenbar in Sylvias Sold stehenden Verbrechers. —

Zwei und eine halbe Stunde sind schon verstrichen, als Vandegrift nun endlich zum juristischen Teile seines Plädoyers kommt: er wertet jede einzelne Zeugenaussage, beweist, was nur irgend beweisbar ist, macht seine unbeweisbaren Behauptungen mit Aufbietung seiner ganzen Rhetorik so wahrscheinlich wie nur möglich. Noch einmal geht er auf jeden einzelnen Punkt der Anklage ein, von denen auch nicht ein einziger aufrechterhalten werden könne — nicht einmal die Anklage Kidnapping, des Menschenraubs, denn Peter Roland habe Binnie nicht geraubt, sondern sie gerettet und sie davor bewahrt, das Opfer eines ungeheuerlichen Verbrechens zu werden . . .

„Ich brauche Sie, meine Damen und Herren von der Jury, nicht zu bitten, nicht zu ermahnen, nicht zu überreden", so schließt Vandegrift seine Rede, „auf alle Fragen, die Ihnen vorgelegt werden, mit einem „Nicht schuldig" zu antworten. Denn ich weiß, daß kein einziger unter Ihnen ist, der noch an irgendeine Schuld dieses Mannes glaubt! Sollte ich mich aber hierin täuschen und sollte doch einer oder der andere unter Ihnen sich dem entsetzlichen Irrtum hingeben, daß Peter Roland ein Verbrechen begangen hätte, so kann ich nur sagen: Ich wünsche dem Betreffenden, daß ihm das Schicksal gnädig sei und ihn bei seinen Mitgeschworenen nicht durchdringen lasse mit solchem grauenhaften Irrtum! Denn ich gebe Ihnen die heilige Versicherung: Eines Tages — und vielleicht ist der Tag nicht mehr fern — wird Binnie Casilla hier erscheinen, oder — falls sie wirklich das Opfer eines Verbrechens geworden ist, einwandfreie Zeugen dafür, daß sie bis vor wenigen Wochen noch am Leben gewesen ist! Und unausdenkbar fürchterlich werden die Seelenqualen derer sein, die erst dann ihren Irrtum erkennen müssen! Vor einem solchen Schicksal bewahre Sie alle ein gütiger Gott im Himmel!"

Bei diesen letzten Worten hat Vandegrift wirklich die Hände wie flehend gen Himmel erhoben und den Blick nach oben gerichtet. Nun läßt er mit einem Aufseufzen, das aus Ergriffenheit und Erschöpfung gemischt scheint, die Arme sinken, geht auf Peter zu, legt für einen Augenblick seinen Arm um dessen Schulter und läßt sich dann an Peters Seite in seinen Stuhl sinken.

Es ist offenbar, daß seine Rede auf die Geschworenen tiefen Eindruck gemacht hat. Selbst die Presseleute, die doch genau wissen, daß jedes Wort und jede Geste des berühmten Verteidigers aufs genaueste berechnet sind, können sich einer gewissen Ergriffenheit nicht ganz erwehren. Ein glatter Freispruch könnte nicht zweifelhaft sein, wenn, wie in Deutschland, der Verteidiger das letzte Wort hätte. Doch Ergriffenheit kühlt sich so schnell ab wie eine Tasse heißen Kaffees, und Staatsanwalt Adams ist nun an der Reihe.

Da es aber mittlerweile längst Zeit zum Lunchen ist — der Verteidiger hat fast vier Stunden lang gesprochen — vertagt Richter Corbett die Sitzung für eine Stunde.

(Fortsetzung folgt.)

Eine erschütterte Legende.

Die Jungfrau von Orleans war eine Prinzessin.

Von Michael Auspitz.

In den Spalten der angesehenen Pariser Monatsschrift „Mercure de France" veröffentlichte der französische Geschichtsforscher und Heraldiker Jacoby eine Abhandlung, die geeignet ist, die Geschichte der Jungfrau von Orleans in völlig neuem Lichte erscheinen zu lassen, und insbesondere die Legende von der bäuerlichen Abstammung Johannas aus der Welt zu schaffen. Jacoby gelangte nämlich auf Grund sorgfältiger und eingehender historischer Nachforschungen zu dem überraschenden Ergebnis, daß die junge Hirtin aus dem Dorfe Domremy in Wirklichkeit eine Prinzessin von königlichem Geblüte war. Sie war — behauptet Jacoby — die Schwester des Dauphins, außereheliche Tochter Isabellas, der Gattin des Königs Karl VI. von Frankreich.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Jungfrau Johanna, bevor das historische Schicksal sie in den Brennpunkt des kriegerischen Geschehens und der damaligen französischen Politik stellte, als Tochter des Bauern d'Arc ein unauffälliges Dasein im Dorfe Domremy geführt hatte. In der Tat war sie jedoch keine leibliche Tochter des Bauern, sondern nur sein Pflegekind. Der Franzosenkönig Karl VI. war ein geistesgestörter Mann, dessen umnachtete Psyche nur selten von kurzen Perioden des klaren Bewußtseins unterbrochen wurde. Seine Gattin Isabella von Bayern, deren Ehe mit dem geisteskranken König einen höchst unglücklichen Verlauf nahm, lebte von ihrem Gatten getrennt. Sie suchte Zerstreuung in zahlreichen Liebeleien. Am Hofe wurde von den Liebesabenteuern und Ausschweifungen der Königin viel gemunkelt. Ihr intimes Verhältnis zum Herzog von Orleans war ein öffentliches Geheimnis. Nur der geistesschwache König merkte nichts.

Aus der Verbindung mit dem Herzog von Orleans brachte Isabelle ein Kind weiblichen Geschlechts zur Welt. Obwohl in jenen Zeiten das Bastardentum blühte und die außerehelichen Sprößlinge vornehmer Eltern sich ungeniert ihrer Abstammung rühmen durften, hielt es Königin Isabella für angebracht, den Zeugen ihrer Liebschaft in der Gestalt des neugeborenen Mädchens zu beseitigen. Das mütterliche Herz wollte jedoch von dem Vorschlag der Hebamme, das Kind einfach umzubringen, nichts wissen. Isabella entschloß sich, die kleine Johanna abzuschieben. Das Kind wurde nach dem Dorfe Domremy, dem Besitztum des Herzogs von Orleans, gebracht und dem Ehepaar d'Arc in Pflege gegeben. Unter dem bäuerlichen Dach großgezogen, hatte Johanna zunächst von ihrer hohen Abstammung keine Ahnung. Sie erfuhr aber später die Wahrheit auf ausdrücklichen Wunsch des Herzogs von Orleans.

Infolge des unaufhaltsamen Vordringens der englischen Streitkräfte geriet der größte Teil des Orleans-Besitzes in Feindeshand, und das Oberhaupt des Geschlechts, der Herzog von Orleans, in englische Gefangenschaft. Dort faßte er den kühnen Plan: eine Jungfrau vom Orleansgeblüt sollte als Himmelsbotin auftreten, durch Verkündung des göttlichen Willens den Geist des französischen Heeres stärken und das Volk zu einer nationalen Erhebung emporreißen. Mag ein solches Vorhaben für unsere heutigen Begriffe unglaubwürdig, ja phantastisch klingen, vor vier Jahrhunderten entsprach es dem mystischen und dunklen Geist des Zeitalters.

Durch einen geheimen Sendling setzte sich der Herzog von Orleans mit Johanna in Verbindung. Sie wurde über das Geheimnis ihrer Geburt aufgeklärt und gleichzeitig aufgefordert, durch Einsatz aller ihrer Kräfte für die Rettung des Orleans-Geschlechtes, sowie auch für die Be-

freiung des Vaterlandes von den englischen Eroberern einzutreten. Am 17. Februar zog Johanna ins Feld, aber schon einige Tage vorher war in Orleans die Kunde davon verbreitet. Die Tatsache, daß die Anhänger der Orleans schon früher von dem Plan Johannes wußten und die gesunkene Kampfkraft des französischen Heeres durch den Hinweis auf die „göttliche Sendung" zu heben suchten, beweist, daß die Jungfrau von Orleans ihren historischen Entschluß nicht auf eigene Faust gefaßt hatte, sondern daß sie unter fremdem Einfluß stand.

Vom ersten Tage an trat Johanna als Führerin auf. Sie erteilte Befehle an die militärischen Unterführer mit einer Selbstverständlichkeit, die bei einer Hirtin unfaßbar gewesen wäre, dagegen leichter zu erklären ist, wenn man mit Jacoby zu der Ansicht gelangt, daß sie als Prinzessin von königlichem Geblüt das sichere Empfinden hatte, ein selbstverständliches Anrecht auf eine hohe Stellung zu haben. Im Kriegsrat geschah es wiederholt, daß Johanna die französischen Heerführer anschrie und mit der Faust auf den Tisch schlug. Keiner wagte es, ihre Befehle zu kritisieren. Keinem fiel es ein, in dem selbstbewußten Vorgehen Johannas eine Geringschätzung zu erblicken. Ein solches Verhalten der französischen Kommandostellen der Jungfrau gegenüber in einem Zeitalter, in dem die Rangordnung als *unantastbare, beinahe heilige Institution galt,* wäre völlig unerklärlich, wenn die Jungfrau keine anderen Argumente in die Waagschale hätte werfen können, als nur noch den Hinweis auf ihre Visionen. Graf Baudricourt richtete an sie ein Schreiben, in dem er Johanna mit den Worten „Meine Dame" anredete. Diese Anrede, die in den späteren Zeiten verallgemeinert wurde, gebührte damals nur Frauen hoher Abstammung. Die Jungfrau selbst nannte sich nie Johanna d'Arc, sondern bezeichnete sich als Jungfrau von Orleans. Damit brachte sie zum Ausdruck, daß ihre Sendung auch in ihrer Abstammung begründet war. Auffallend ist es gleichfalls, daß das Wappen Johannas zwei goldene Lilien auf blauem Grunde aufwies. Bekanntlich stellt das Orleans-Wappen drei goldene Lilien im blauen Feld dar. Also nur eine kleine Abweichung von dem Wappen des Geschlechtes, die auf ihre außereheliche Herkunft zurückzuführen war. In den amtlichen Dokumenten wurde Johanna mit dem Namen „du Lys" bezeichnet, das heißt „Von der Lilie".

Diese und noch viele andere Beweise führt der französische Geschichtsforscher ins Feld, um seine sensationelle These von der königlichen Abstammung der Jungfrau von Orleans zu bekräftigen. Wird unter der Wucht der Argumente die Überlieferung zusammenbrechen? Oder wird sich die Legende stärker erweisen. als alle wissenschaftlichen Forschungen?

Gold aus Irland.

Besuch in Dublins Museum. — Die Hungerkönigin Viktoria. — Wertvolle Funde aus der keltischen Vorzeit.

Vor dem irischen Nationalmuseum in Dublin steht eine Statue der Königin Viktoria, die man in Irland immer noch die Hungerkönigin nennt. Denn die Feindschaft zwischen Irland und England ist unauslöschlich. Ein Gang durch das große Museum gestattet einen Einblick in die Vergangenheit des eigenartigen Staates, der nur widerwillig mit England verbunden ist und auf eine, wie die Archäologen feststellen, mindestens 4000jährige Vergangenheit zurückblickt.

Es gab eine Zeit, da Irland das größte und bedeutendste Goldland Europas war. Es gab im Altertum drei berühmte Goldgebiete — Mazedonien, Trazien und die Insel Tasus. Zu ihnen gesellten sich später Ungarn, Siebenbürgen, Spanien und dann Irland. In der Grafschaft Wicklow befanden sich Goldvorkommen, zu denen Abenteurer aus der ganzen damaligen Welt strömten. Schon in der sogenannten vorkeltischen Zeit hat man Gold gefunden am östlichen Ufer des Flusses Liffey. Damals regierte, wie eine Chronik feststellt, König Tighearmus. Die keltische Invasion in Irland hatte wohl den Beweggrund, sich der reichen Goldfelder zu bemächtigen. Auch die Normannen glaubten bei ihren Streifzügen nach Irland, daß die irländischen Könige geheime Goldgruben besaßen. Noch zum Schluß des 18. Jahrhunderts brach in Irland ein richtiger Goldrausch aus, nachdem man einen riesigen Goldklumpen gefunden hatte, den der Gouverneur König Georg III. verehrte, der aus ihm eine Schnupfdose machen ließ.

In vorhistorischen Zeiten war Gold ein ganz gewöhnlicher Gebrauchsgegenstand in Irland. Man machte Knöpfe aus Gold und die Frauen wurden buchstäblich mit Goldschmuck überschüttet. Der größte Goldfund, der jemals in Westeuropa gemacht wurde, belehrt uns über diese sagenhafte Zeit. Im Jahre 1854 wurde eine Eisenbahn zwischen Limerick und Ennis gebaut. Eines Tages fanden drei Arbeiter beim Schippen eines Dammes einen Riesenschatz, Goldgegenstände aller Art waren wie Steine aufgeschichtet. Die Arbeiter konnten ihre Hüte mit Ringen und Spangen füllen. Der glückliche Finder erhielt einen Lohn von 30 Pfund, was im Verhältnis zu dem ungeheuren Wert des Goldfundes eine Kleinigkeit war. Die Gegenstände sind ins Britische Museum gebracht worden, wo der Direktor erklärte, daß der prozentuale Anteil des Lohnes mindestens 6000 Pfund betragen müßte.

Aber noch vor vier Jahren geschah es, daß ein Junge Gleninsheer auf der Kaninchenjagd unter einem Busch einen Gegenstand fand, den er zunächst verachtungsvoll wegwarf. Dann hob er ihn wieder auf und zeigte ihn einem Ingenieur, der sofort merkte, daß es sich um einen *wertvollen Gegenstand handelte.* In der Tat: Es war der besterhaltenste und wertvollste Goldkragen, den die Kunstgeschichte kennt. Der Kragen nimmt heute einen Ehrenplatz im Museum von Dublin ein. Die Goldgegenstände aus der irländischen Vorzeit im Dubliner Museum beziffern sich jetzt auf 500 Stück.



Bunte Chronik



Einbruch in 4000 Meter Höhe.

Vor kurzem ist die „Refuge Vallot", die höchstgelegene Unterkunftshütte in ganz Frankreich, von einer Einbrecherbande heimgesucht worden. „Refuge Vallot" ist die letzte Unterkunftsmöglichkeit auf französischem Boden vor dem Aufstieg auf den Gipfel des Montblanc, die aus Hartaluminium gebaut wurde und eine wertvolle Ausrüstung für alpine Studien und Höhenforschungen enthält. Sämtliche wissenschaftliche Instrumente fielen den Dieben zum Opfer. Da ist es für den Amtsrichter von Saint-Gervais, dem die Untersuchung des Falles obliegt, keine Kleinigkeit, seines Amtes zu walten. Gemäß dem französischen Gesetz muß er nämlich, nachdem der Präsident des Alpinen Klubs von Frankreich die Anzeige gegen Unbekannt erstattet hat, persönlich am Tatort das Delikt feststellen, das heißt, er muß eine schwierige alpine Kletterpartie in 4000 Meter Höhe vollbringen! Der Fall wird in der französischen Justiz als einzigartig bezeichnet, und der Amtsrichter von Saint-Gervais, ein älterer korpulenter Herr, der keinerlei alpinistische Erfahrungen besitzt, steht nun vor der Frage, ob er sein Amt zur Verfügung stellen oder ob er es wagen soll, mit Hilfe einer Anzahl zuverlässiger Führer den Aufstieg zur „Refuge Vallot" zu unternehmen.

Erwachen zwischen Himmel und Erde.

Es ist kein alltägliches Vorkommnis, aus tiefem Schlaf zu erwachen und sich in freier Luft tausend Meter über dem Erdboden zu befinden. Dieses eigenartige und gefährliche Abenteuer hat der Soldat John W. Taylor von der amerikanischen Luftwaffe erlebt. Er begleitete einen Vorgesetzten auf einem Übungsflug über Kalifornien und schlief unterwegs ein. Kurz vor der Landung setzte der Pilot zu einem Looping an, und Taylor, der sich nicht festgeschnallt hatte, stürzte hinaus — schlief aber ruhig weiter. Als er aufwachte, befand er sich inmitten von Wolken in rasendem Sturz zur Erde. Plötzlich putzmunter geworden, riß er instinktiv am Fallschirmgriff, der Schirm öffnete sich, und der Siebenschläfer landete wohlbehalten auf der Erde.

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.